

INSTITUT FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN FILM

Wissenschaftlicher Film C 663/1954

Töpferei in Fidschi I
Herstellung von Kochtöpfen in Lappentechnik

Von

Dr. G. KOCH, Hannover

Mit 2 Abbildungen

GÖTTINGEN 1955

Der Film wurde als Publikationsfilm mit Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft hergestellt
Länge der Schmalfilmkopie (16-mm-Stummfilm): 79 m
Vorführdauer: 7 $\frac{1}{2}$ Min. — Vorführgeschwindigkeit: 24 B/s

Die vollständige Reihe umfaßt folgende Filme:

Töpferei in Fidschi I

Herstellung von Kochtöpfen in Lappentechnik

Wissenschaftlicher Film C 663/1954

Töpferei in Fidschi II

Herstellung von Wasserschalen aus dem Vollen

Wissenschaftlicher Film C 664/1954

Die Herstellung des Films erfolgte in den Jahren 1951/52.
Als Publikationsfilm bearbeitet und veröffentlicht
durch das Institut für den Wissenschaftlichen Film
(Direktor: Dr.-Ing. G. WOLF), Göttingen 1954
Sachbearbeitung: Dr. W. MOHAUPT

Töpferei in Fidschi I

Herstellung von Kochtöpfen in Lappentechnik.

Von Dr. G. KOCH, Hannover

Der Film führt in das Dorf Sigatoka, das auf einem hohen Flußufer der Insel Viti Levu (Fidschi-Archipel) liegt, und zeigt einige Frauen bei der Herstellung von Kochtöpfen (*kuvo*) in Lappentechnik. Der Ton wird mit Sand und Wasser vermischt und geknetet; man trennt die Masse in drei Teile und formt aus diesen die „Lappen“, die man zu einem Topf zusammensetzt. Das noch kleine, dickwandige Gefäß wird dann mit Klopffholz und Stein (als Widerlager) bearbeitet, so daß es sich dehnt und die obere Öffnung „zuwächst“. Dieser Teil soll den Boden bilden, auf den der Topf nach kurzem Trocknen gestellt wird. Dann bricht man die endgültige obere Öffnung des Gefäßes und schlägt dieses weiterhin mit dem Klopffholz zu einem großen, wohlgerundeten Topf.

I. Allgemeine Vorbemerkungen

Die Fidschi-Inseln¹⁾ liegen im tropischen Gürtel des südwestlichen Pazifiks, verstreut über ein Gebiet von mehr als 250 000 qkm. Ihre gesamte Landfläche beträgt etwa 18 000 qkm. Viele dieser über 300 Inseln sind niedrige Koralleneilande, doch die meisten von ihnen sind vulkanischen Ursprungs und erheben sich hoch aus dem Meer. Das Klima ist tropisch-ozeanisch, z.T. gemäßigt durch den Südost-Passat.

Die Fidschier gehören zu den Melanesiern, jenen dunkelhäutigen und kraushaarigen Eingeborenen, welche den Inselbogen von Neuguinea bis nach Neukaledonien und den Neuen Hebriden besiedelt haben. Doch im Laufe etlicher Jahrhunderte ist bei ihnen eine gewisse Vermischung mit den benachbarten Polynesiern (besonders von Tonga) eingetreten, die größer, hellhäutiger und schlichthaariger sind. Daher ist der physische Typus der Eingeborenen auf den etwa 100 bewohnten Inseln des Archipels unterschiedlich. Ihre Kultur ist vorwiegend polynesisch²⁾.

Der Archipel ist britische Kronkolonie. Seitdem eine Gruppe mächtiger Häuptlinge die Inseln an die Engländer bedingungslos abgetreten hat, sind nur sieben Jahrzehnte vergangen. Doch viele Veränderungen haben in dieser Zeit stattgefunden. Etwa 6000 Europäer leben in dem Archipel, und die Inder haben zahlenmäßig die eingeborene Bevölkerung über-

¹⁾ Der korrektere, jedoch nicht allgemein gebräuchliche Name ist „Viti“.

²⁾ Vgl. die Einführung in die tonganische Kultur im Begleittext zu C 657 (Dorfleben im Tonga-Archipel I).

flügelt. Weite Zuckerrohrfelder indischer Siedler dehnen sich in den fruchtbaren Ebenen der großen Inseln; neben der Erzeugung und dem Export von Zucker ist auch die Ausfuhr von Kopra, Kokosnußöl, Bananen und Gold wesentlich. Die Inselgruppe ist heute Großbritanniens wichtigste Südseekolonie und einer der bedeutendsten See- und Luftverkehrsknotenpunkte des Pazifiks.

Wenn auch schon viele Eingeborene in der Industrie, im Handel und in der Verwaltung arbeiten, so lebt die Mehrheit der ursprünglichen Bevölkerung doch noch immer in den Dörfern, und in ihrem gesellschaftlichen Leben wie in ihrer Lebensfürsorge ist noch viel Altüberkommenes erhalten geblieben.

Die materielle Kultur der Fidschier war von einer beachtlichen Höhe und übertraf in manchem die der übrigen Ozeanier. Naturgemäß ist sie am meisten den Einflüssen der neuen Zeit erlegen. Die in diesen Filmen gezeigten Töpferei-Arbeiten gehören zu dem alten überlebenden Kulturgut. Nur an sehr wenigen Stellen im Archipel werden noch gelegentlich derartige Gefäße angefertigt, und die Frist ist abzusehen, in der importiertes europäisches Gebrauchsgut sie vollständig ersetzen wird.

Die Töpferei ist ein altes Kulturgut der Menschheit. Abgesehen von Australien wird sie schon sehr lange in allen Erdteilen betrieben. Doch ihre Verbreitung bei den Naturvölkern ist keineswegs lückenlos. Vor allem ist das Töpfern natürlich an das Vorkommen geeigneten Tons gebunden. Das Beispiel jener Polynesier, welche auf Inseln leben, die guten Ton enthalten und trotzdem nie Töpferei betrieben haben, zeigt indessen, daß die Art ihrer Verbreitung auch auf andere Ursachen zurückzuführen ist; jenen Eingeborenen fehlten Kenntnisse und Erfahrungen für diese Arbeit, und ihr Bedarf an derartigen Gefäßen war zudem nicht sehr groß, da sie die Speisebereitung im Erdofen besonders schätzten.

Das Töpfern kann durchaus mehrmals auf der Erde erfunden worden sein. Ein mit Ton oder Lehm bestrichenes Gefäß aus Flechtwerk (wie es manche Naturvölker heute noch mit Harzen oder Erdpech bereiten) hat vielleicht an oder über einem Feuer gestanden, sein Belag ist dabei hart gebrannt, und dieser Vorgang kann die Anregung für einen ersten Versuch der Töpferei gegeben haben. Verschiedene Methoden sind bei den Naturvölkern, denen die Töpferscheibe ja unbekannt ist, entwickelt worden. Bei dem einfachsten Verfahren, der Treibtechnik, wird das Gefäß aus einem Tonklumpen mit beiden Händen hochgetrieben, oft unter Benutzung von Stein und Schlagbrettchen. In der Spiralwulsttechnik formt man den Ton zu Wülsten und baut mit diesen den Topf oder die Schale auf, indem man sie spiralgig legt und dabei in der Mitte des Gefäßbodens beginnt. Bei der Lappentechnik setzt man indessen das Werkstück aus einzelnen flachen Tonstücken, den „Tonlappen“, zusammen. Hier wie bei der Spiralwulsttechnik werden die entstandenen Nahtstellen oder Rillen beseitigt, indem man sie verstreicht oder indem man das Werkstück mit Klopfbrettchen und Stein zu einem dünnwandigen Gefäß auftreibt.

Diese drei Techniken sind die wesentlichsten Methoden naturvölkischer Töpferei. Doch die Eingeborenen haben auch noch andere Verfahren entwickelt. So gibt es z.B. eine Ringtechnik, bei welcher Tonringe übereinandergelegt werden, von denen die ersten klein und die folgenden immer größer sind, so daß sie, nach dem Verstreichen, insgesamt ein Gefäß bilden; nach einem anderen Verfahren¹⁾ formt man eine Schale aus einem vollen Tonklumpen, indem man diesen mit einem Stein einbuchtet und ihn durch wiederholtes Fallenlassen auf die gespreizte Hand dehnt.

Da der Brennofen den Naturvölkern unbekannt ist, brennen sie allgemein die Tongefäße im offenen Feuer, wodurch natürlich keine große Festigkeit der Struktur erreicht wird. Das Töpfern ist zumeist eine reine Frauenarbeit; in einzelnen Gebieten beschäftigen sich auch die Männer damit, und ihre Produkte können dann die Erzeugnisse der Frauen übertreffen.

Verschiedene der Töpferei-Techniken kommen bei einzelnen Naturvölkern und Stämmen zusammen vor. In manchen Gebieten ist aber auch die Verbreitung der einzelnen Methoden jeweils scharf getrennt. Die Wissenschaft der Völkerkunde gewinnt aus derartigen Beobachtungen oft wertvolle Hinweise auf Kulturbeeinflussungen und Wanderungen. So erklärt M. SCHURIG z.B. in ihren Untersuchungen über die Südseetöpferei [5] die Wulsttechnik für autochthon im westlichen Pazifik und schreibt sie der Papuakultur zu, während die Treibtechnik nach ihr einst von den Melanesiern aus Indonesien eingeführt wurde.

Die beiden Filme über die Töpferei in Fidschi sind während der Tonga-Expedition 1951/52 entstanden, die ich dank der Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft unternehmen konnte.

II. Erläuterungen zum Film

Der Film beginnt mit Aufnahmen vom Sigatoka-Fluß²⁾, dem zweitgrößten Wasserlauf der Insel Viti Levu. Der Blick geht den hier schon ziemlich breiten Fluß entlang bis zu seiner nicht weit entfernten Mündung in den Pazifischen Ozean. An dieser Stelle, auf dem hohen Flußufer liegt das Dorf Sigatoka. Wir betrachten die langgestreckte Siedlung. Es ist früh am Morgen. Die Männer sind fortgegangen, um in ihren Pflanzungen zu arbeiten. Auf dem recht sauber gehaltenen weiten Rasenplatz zwischen den beiden Häuserreihen, aus denen die Siedlung besteht, spielen die Kinder; einige von ihnen sind mit Seilspringen beschäftigt. Unter den Häusern des Dorfes fällt ein im Hintergrund liegender andersartiger, hölzerner Bau auf: Die Kirche dieser Siedlung.

Wir verweilen vor einem der typischen Häuser des Dorfes. Es ist nach der altüblichen Bauweise der Fidschier errichtet, deren Hauptmerkmale der rechteckige Grundriß und das Firstdach sind. Dieses

¹⁾ Vgl. C 664 (Töpferei in Fidschi II).

²⁾ Ausgesprochen *singatoka*.

Wohnhaus steht auf einem Erdaufwurf, dessen Höhe dem Rang seines Besitzers entspricht. Die Wände bestehen aus Rohr und Bambus-splinten und sind an drei Seiten zu Türöffnungen durchbrochen. Aus dem mit trockenem Blattwerk dick gedeckten Dach treten an beiden Seiten die Enden des Firstbalkens hervor.

Bei einem der Häuser beginnen eben zwei Frauen mit dem Töpfern von Kochgefäßen. Sie breiten eine besondere Art von Ton, die gerade für diese geplanten Töpfe gut geeignet ist, bröckchenweise auf einem Segeltuch aus, streuen darauf feinen Sand und besprengen das Ganze mit Wasser. Dann kneten die beiden Frauen die Masse mit ihren Füßen, so daß sich Ton, Sand und Wasser gut vermischen. Anschließend wird die Masse in drei Teile getrennt, die mit den Händen noch einmal sorgfältig durchgeknetet werden. — Man kann bei den Frauen deutlich die dick aufgebauchten Haarfrisuren erkennen, die für die Fidschier so typisch sind. — Eine dritte Frau setzt sich dazu und hilft bei der Arbeit.

Aus den durchgekneteten und nun zylindrischen Tonklumpen formen die Frauen dann drei „Lappen“, einen runden und zwei etwa rechteckige. Diese Lappen oder Platten sind die Grundelemente des entstehenden Topfes. Eine der Frauen beginnt, aus dem runden Lappen den Boden des Gefäßes zu formen. Sie hält das Tonstück auf ihrer flachen Linken und buchtet es mit der Rechten mittels eines runden (mit Wasser genetzten) Steines ein, so daß es die Form einer kleinen Schale bekommt. Im Hintergrund sieht man eine andere Frau einen schon hochgetriebenen Tontopf mit einem flachen Klopffholz bearbeiten.

Nachdem der Boden derart geformt und in einen Stützring gelegt ist, werden die beiden übrigen Tonlappen mit einem flachen Stein leicht geschlagen, so daß sie sich ausdehnen. Die Oberfläche dieser Platten ist glatt und ihre Dicke regelmäßig. Jetzt vereinigt die Frau einen der Lappen mit dem Boden, indem sie ihn mit der Linken etwas in diesen hineinschiebt und mit der Rechten dessen Rand andrückt. Der zweite Lappen wird an der gegenüberliegenden Seite gleichfalls in den Boden geschoben und festgedrückt. Das somit entstandene kleine Gefäß bearbeitet die Eingeborene dann mit einem Klopffholz, während sie zugleich mit der Linken einen runden Stein als Widerlager hinter die noch sehr weiche Topfwand hält, die unter den gleichmäßigen Schlägen nun nahtlos verschmilzt. Der Stein wird regelmäßig mit Wasser befeuchtet, damit er nicht am Ton klebenbleibt. Dieses macht auch zugleich den Ton, der bei dem Prozeß natürlich infolge der Verdunstung etwas Wasser verliert, wieder geschmeidig.

Wir können nun beobachten, wie die Eingeborene das Gefäß hochtreibt. Sie steht neben dem in einem Stützring aus pflanzlichem Material ruhenden, noch kleinen und dickwandigen Topf und bearbeitet diesen mit einem größeren Klopffholz, während sie innen einen gerundeten und gefeuchteten Stein dagegenhält. Die Wände dehnen sich aus, werden dünner und wachsen: Ein bauchiges Gefäß entsteht. Mit den

Fingern knetet die Frau noch besonders den Rand durch; denn beim weiteren Schlagen der Topfwand soll diese langsam und gleichmäßig nach oben hin „zuwachsen“.

Der obere Teil des Topfes ist zu einer gleichmäßigen Wölbung geschlossen. Diese ist erreicht worden, indem die Frau durch ein in die Seite geschnittenes Loch, das wir deutlich sehen können, ihre Hand mit dem Stein als „Widerlager“ gesteckt und dann gleichmäßig auf die sich weiter ausdehnende obere Wand mit dem Klopffholz geschlagen hat, so daß schließlich nur noch ein kleines Loch verblieb, das dann auch verschwand, als die Wandränder sich vereinigten und verschmolzen. Dieser „obere Teil“ ist in Wahrheit der Boden des Topfes, welcher nur auf diese Weise in einer derart vollendeten Rundung gearbeitet werden kann. Der noch weiche Topf muß dann für den folgenden Prozeß erst im Winde (im Schatten) etwas trocknen.

Danach wird der an der Luft leicht getrocknete Topf umgekehrt. Mit kräftigen Schlägen des flachen Klopffolzes bearbeitet die Frau zunächst die nun härtere Wandung des vordem unteren Gefäßteils. Dann bricht sie mit den Händen den einstigen Boden heraus: Die endgültige Topföffnung ist nun entstanden. Durch diese streckt sie ihre Hand mit dem Stein und schlägt an diesem Widerlager die Wandung, so daß sie sich gleichmäßig dehnt, immer dünner wird und ein schön gewölbter großer Kochtopf entsteht.

Man sieht noch einmal den noch nicht umgewendeten Topf mit dem gut gewölbten Bodenteil (im Bild links). Daneben steht das umgekehrte Gefäß, welches zu einem großen, wohlgerundeten Topf geschlagen ist; das seitliche „Arbeitsloch“ ist mit dem überschüssigen Ton geschlossen worden. Dann wandert unser Blick zu dem endgültig fertiggeformten Kochtopf, auf dessen regelmäßig geformte Öffnung ein Rand aufgesetzt ist (Abb. 1). Dieser wird gebildet durch zwei entsprechend modellierte Tonwülste.

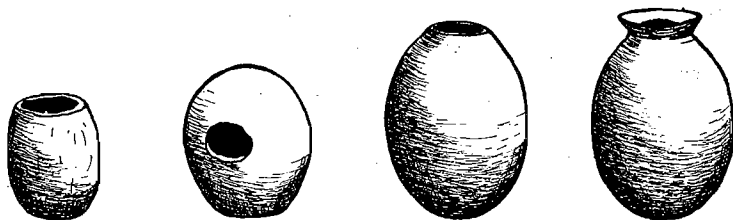


Abb. 1. Werdegang eines Kochtopfes

Zeichnung: G. KÖNIG

Nachdem das Gefäß langsam im Schatten (oft auch im Hause) getrocknet ist, wird es nach einigen Tagen zusammen mit mehreren anderen auf gleiche Weise bereiteten Töpfen in einem offenen Feuer gebrannt. Als Schutz gegen die Bodenfeuchtigkeit hat man die Erde mit heißer

Asche oder mit Blechplatten abgedeckt, darüber leicht brennbares Material (trockene Kokospalmzweige und Kokosnußhüllen) geschichtet und darauf die Tontöpfe, mit ihren Öffnungen nach außen, gelegt; sie werden mit trockenen Kokospalmblattstielen überdeckt (Abb. 2). In dieser Anordnung brennt man die Gefäße zweimal je etwa eine halbe Stunde. Dann sind die Kochtöpfe (*kuro*) für den Gebrauch fertig.

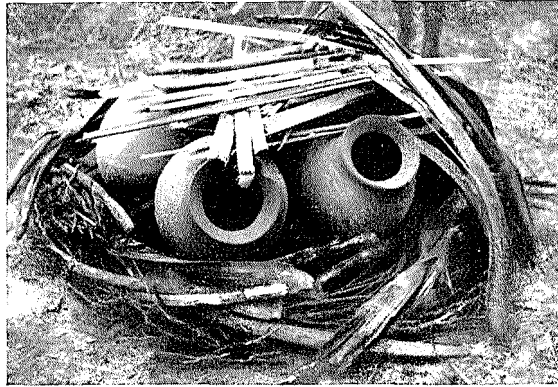


Abb. 2. Aufbau des Brennhauens

Literatur

1. DERRICK, R. A., A History of Fiji. Bd. I., 2. Aufl. Suva (Fidschi) 1950.
2. GIFFORD, E. W., Archaeological Excavations in Fiji. Anthropological Records, University of California Press, Berkely and Los Angeles. **13** (1950), Nr. 3.
3. MCLACHLAN, R. R. C., The Native Pottery of the Fiji Islands. The Journal of the Polynesian Society, New Plymouth/N. Z., **49** (1940), S. 243—271.
4. ROTH, K., Pottery Making in Fiji. The Journal of the Royal Anthropological Institute . . . , London, **LXV** (1935), S. 217—233.
5. SCHURIG, M., Südseetöpferei. Leipzig 1930.

(Eingegangen am 26. 8. 1954)